Nr. 31 September 1997

STUDIENBIBLIOTHEK INFO

Bulletin der Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung



WIR GRATULIEREN!

60 Jahre Centrale Sanitaire Suisse: 1937 – 1997

Die Jubiläumsbroschüre ist direkt bei der CSS oder bei der Studienbibliothek erhältlich.

Samstag, 15. November 1997: Jubiläumstagung in den Räumen der GBI, Strassburgstr. 11, 8004 Zürich, 6. Stock

Politische, wirtschaftliche und strukturelle Gewalt traumatisiert – medizinische und psychologische Unterstützung als Beitrag zur Befreiung

Neuzugänge zum Marx'schen Denken[1]

Oskar Negt

Wenn wir heute von Sozialismus sprechen, müssen wir davon ausgehen, dass eine Jahrhundertidee beschädigt ist. Wir können diese Idee auch nicht so einfach reinigen von den falschen Anmassungen, die damit verknüpft worden waren, und von dem Missbrauch, der damit getrieben worden ist. Wir müssen akzeptieren, dass es so etwas wie eine kollektive moralische Haftung gibt für das, was im Namen des Sozialismus an Verbrechen begangen wurde. Das ist für mich kein rein kognitives Problem. Denn es handelt sich ja darum, dass sehr viele Menschen guten Glaubens und mit viel Enthusiasmus im Namen von Ideen geopfert wurden. Wir kommen also bei der Diskussion über Marx, Marxismus und Sozialismus nicht umhin, diese moralische Dimension neu zu bedenken. Erst die kollektive Haftung selbst derjenigen, die absolut nichts mit den theoretischen Verwerfungen und den marxistisch-leninistischen Verbrechenslegitimationen zu tun haben, die sich jedoch heute noch als marxistisch orientierte Sozialisten bezeichnen, für alles, was im Namen von Marx in der Welt angerichtet wurde, könnte einen Punkt der politischen Moral setzen, an dem mit Glaubwürdigkeit und intellektueller Redlichkeit an Aufarbeitung zu denken wäre. Am Anfang einer neuen Lektüre von Marx stände somit eine moralische Entscheidung, keine der intellektuellen Originalität.

Heute wird nach Bilanz und Perspektive gefragt: Ich möchte dabei von der Gegenwart ausgehen. Diesen Gedanken hat auch Frank Deppe in seinem Beitrag entwickelt, und seinem sehr runden Blick auf die Geschichte kann ich weitgehend zustimmen. Heute befindet sich der Kapitalismus meiner Auffassung nach zum erstenmal in einem Zustand, in dem die Kapitallogik genauso rein und unverfälscht funktioniert, wie Marx das im Kapital beschrieben hat. Zum erstenmal ist die Kapitallogik von allen Beisshemmungen befreit, die ihr lange von innen und von aussen auferlegt waren. In der ganzen bisherigen Geschichte des Kapitalismus ging es doch im Grunde darum, ihm solche Beisshemmungen aufzuzwingen. Die Konstitutionalisierung, die Verkürzung der Arbeitszeit, die Erklärung der Menschen und Bürgerrechte bei all diesen und anderen Kämpfen und Bewegungen ging es um die Domestizierung des Kapitalismus. Diese antikapitalistischen Züge lassen sich auch bei vielen

1 Leicht überarbeitetes Tonbandprotokoll einer auf der Tagung »Marxismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert – Bilanz und Perspektive«, Hannover, 14.–16. März 1997, gehaltene Rede. Es gilt das gesprochene Wort.

Theoretikern dieser Bewegungen nachweisen, bei Ricardo ebenso wie bei einem Moralisten wie Adam Smith.

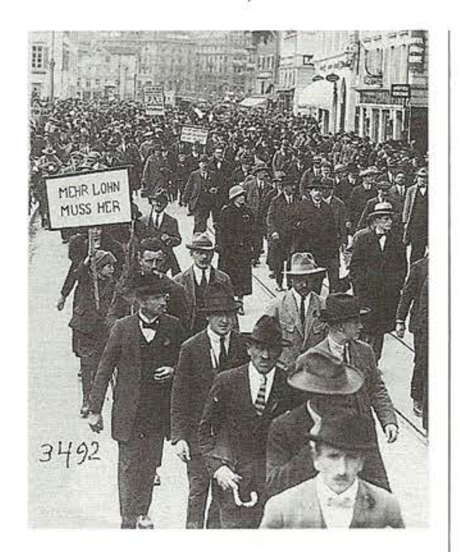
Nie hat man in der politischen Ökonomie des Bürgertums auch nur im Traum daran gedacht, die betriebswirtschaftliche Rationalisierung des Einzelbetriebs als Kriterium und Massstab der Gesamtökonomie zu nehmen. Die heutige ökonomistische Ideologie, wie Bourdieu kritisiert, orientiert sich an der «schlanken Produktion»: Jedes Unternehmen rationalisiert, spart Kosten ein und wälzt die eingesparten Kosten auf andere ab. Genaugenommen lebt es aber nur davon, Kosten zu verschieben. Am Ende bezahlt das Gemeinwesen das, was einzelne Unternehmen gespart haben. Mit anderen Worten: Der derzeitige Zustand der Ökonomie ist der, dass die Einzelbetriebe immer rationeller und das Gemeinwesen immer irrationaler, immer aufwendiger und verschwenderischer wird.

An diesem Punkt der Analyse tritt mir eine Frage auf, die auch Ernst Engelberg aufgeworfen hat: Ich meine die Frage nach den Möglichkeiten einer Revolution in einem Land, in dem der Kapitalismus noch einen geringen Entwicklungsgrad aufweist, also in einem Land der Peripherie. Ich verstehe die von Marx dazu vertretene Position anders als Engelberg. Marx und Engels, insbesondere der späte Engels, haben zwar eindeutig gesagt, eine Revolution könne auch an den Extremitäten des europäischen Kosmos ausbrechen. Man kann ihre Position sogar so weit interpretieren, dass auch jakobinische Entschiedenheit das Pulverfass zur Explosion bringen könnte. Für mich beinhaltet diese Position von Marx und Engels aber auch ganz eindeutig, dass die soziale Vollendung der Revolution unabdingbar geknüpft ist an die Unterstützung durch die fortgeschritteneren Länder, dass also auch dort eine Revolution stattfinden muss. Das war ja sogar ursprünglich auch die Position der Oktoberrevolution und ihrer Führer, bevor man begann, vom Sozialismus in einem Land zu sprechen. Deshalb ist es auch ganz unsinnig, der Oktoberrevolution heute, wie manche Konvertiten es tun, vorzuwerfen, sie sei von Anfang an falsch gewesen. Ob diese Revolution stattfand oder nicht, war ja keine Frage der freien Entscheidung. Sie ist vielmehr aus einem Kriegszusammenhang und aus einer massenhaften Protestbewegung entstanden. Sie hatte ihre Eigendynamik und war eine Rebellion, die einzelne Menschen gar nicht willkürlich hätten erzeugen können. Aber das ändert nichts daran, dass Marx und Engels die Vollendung der Revolution von den entwickelten Ländern abhängig gemacht haben. Deshalb warne ich auch davor, in der Hoffnung auf Revolutionen wieder auf Länder der Dritten Welt zu blicken. Entweder gibt es Revolution und Sozialismus in den fortgeschrittensten Ländern oder gar nicht. Wir müssen also unsere Aufmerksamkeit primär auf Risse und Widersprüche in diesen Ländern und Gesellschaften richten und können nicht auf geborgte Realitäten vertrauen, seien sie nun in Nicaragua oder in Portugal oder anderswo. Marx und Engels betrachteten die Möglichkeiten, die Revolution sozial zu vollenden, gerade in weniger entwickelten Ländern, wo sie zugegebenermassen leicht ausbrechen konnte, mit grosser Skepsis. Das ist z. B. auch in der Einleitung zur russischen Ausgabe des Kommunistischen Manifests nachzulesen. Und tatsächlich kam es ja dann auch zu den misslungenen sozialen Revolutionen der fortgeschrittenen kapitalistischen Industrieländer und zu einer Oktoberrevolution, die ein isoliertes Fragment blieb und hier liegt der Schlüssel für viele Tragödien und Verirrungen im Marxismus.



Aus meiner Sicht sind die Logik der Zerstörung alter Herrschaftsverhältnisse und die Logik des Aufbaus einer neuen Gesellschaft grundlegend verschieden, und zwar in den Orientierungen, in den Energieverteilungen, sogar in der Bestimmung des Objekts, mit dem man es zu tun hat. Wer gegen Ausbeutung oder gegen Faschismus kämpft, dem werden wichtige Determinanten dieses Kampfes vom Objekt selbst vorgegeben. Im zwanzigsten Jahrhundert sind in solchen Kämpfen ungeheure heroische Anstrengungen unternommen worden. Über die Logik des Aufbaues neuer Gesellschaftsformen wurde jedoch nicht mit gleicher Anstrengung nachgedacht.

Das beginnt schon mit Engels. Eine der dümmsten Schriften, die es im Marxismus gibt, ist sein bekanntes Büchlein «Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft». Dass Engels den utopischen Sozialismus aus der Gemeinschaft der menschlichen Motive des Handelns verbannte, um einem selbstgesetzten Ideal wissenschaftlicher Sicherheit im Begründungszusammenhang intellektueller Produktionsweise Folge leisten zu können, gehört zu



den geschichtsmächtigsten Irrtümern des 20. Jahrhunderts. Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft ist ein Ur-Pseudos, ein Irrtum, der vom Wissenschaftsglauben des 19. Jahrhunderts in die Weltanschauungsbedürftigkeit des 20. Jahrhunderts bedrohlich hineinragt. Die Menschen handeln nämlich nicht, wie Engels annahm, nach wisenschaftlichen Kriterien, sondern nach dem Durcheinander in ihrem Kopf. Sie handeln nicht so, wie sich das ein Wissenschaftler am Schreibtisch vorstellt, sondern sie haben Vorstellungen, oft verquere Vorstellungen, Utopien. Das alles muss begrifflich entwickelt und berücksichtigt werden, wenn die Logik des Aufbaus einer neuen Gesellschaftsordnung zur Anwendung kommt. Ich will das an einem Beispiel erläutern:

Ich bin gerade vor vier Monaten in Kuba gewesen und habe dort die Erfahrung gemacht, dass der Legitimationsvorrat von Fidel Castro noch immer sehr gross ist. Selbst Dissidenten können sich eine Transformation der Verhältnisse nur mit ihm vorstellen, nicht gegen ihn. Sie grenzen sich also ab von reaktionären Vorstellungen der Miami-Kubaner, aber aufgrund der Tatsache, dass sie seit 30 Jahren nur einen autoritär strukturierten Sozialismus kennen und davon geprägt sind, haben sie grosse Schwierigkeiten, allernative Vorstellungen im Hinblick auf Demokratie, Mitbestimmung oder Kommunalisierung zu entwickeln.

Ein anderer Gedanke: Wir erleben heute zahlreiche Versuche, Marx entweder für tot zu erklären oder, als Tribut an den postmodernen Zeitgeist, Marx und dem Marxismus, wie überhaupt den «grossen Erzählungen» (Lyotard) den Abschied zu geben. Manche reagieren auf die Tragödien und Verirrungen im Marxismus auch mit dem Schlachtruf «Zurück zu Marx!». Aber keine dieser drei Positionen lässt sich im Ernst auf den Theorietypus des Marx'schen Denkens ein, für den die innere geschichtliche Spannung von Wahrheits- und Wirklichkeitsgehalt konstitutiv ist. In diesen von mir beschriebenen Zugangsweisen bleibt die Marx'sche Theorie selbst unberührt, ein unbekannter erratischer Block, selbst dort noch, wo Ansätze einer Rekonstruktion versucht wurden. Für den einen ist sie wahr, für den anderen falsch, für den dritten überholt und ausgestanden. Ich teile keine dieser Auffassungen. Und ich sage das als einer, der sich nach wie vor als Marxist versteht. Das werden manche für unmöglich halten, aber ich bekenne mich öffentlich zur Marx'schen Theorie und orientiere mich in wesentlichen Punkten meines Gesellschaftsverständnisses an ihr.

Das ganze 20. Jahrhundert ist, namentlich seine erste Hälfte und besonders in seinen Gesellschaftstheorien, seinen politischen und ästhetischen Diskursen, durch die Reibung am Marx'schen Denken und durch Konflikte mit den politischen Umsetzungen des Marxismus geprägt. Alfred North Whitehead, Philosoph aus später Neigung, hat davon gesprochen, dass die Geschichte der Philosophie wesentlich aus Fussnoten zu Plato bestehe. Ich greife dieses Wort auf und gebe ihm eine modernere Wendung: Die Geschichte des modernen Denkens des 20. Jahrhunderts besteht aus Fussnoten zu Marx. Der tragische Widerspruch dieser Entwicklung besteht jedoch darin, dass ein grosser Teil der wissenschaftlichen Entwicklungen dieser Zeit sich auf der Ebene dieser Fussnoten vollzogen hat und nicht im Haupttext. In den Fussnoten lag der wirkliche Erkenntnisfortschritt.

So liegt die Vermutung nahe, dass für die Geschichte des Marxismus nicht nur eine von Klassen und Machtinteressen bestimmte Politik der Ausgrenzung der materialistischen Geschichtsauffassung und der Kritik der politischen Ökonomie aus der wissenschaftlichakademischen Kultur charakteristisch ist, sondern ebenso Tendenzen der Selbstausgrenzung, die dem entgegenkommen. Vor allem dort, wo Marxismus auf das Niveau einer geschlossenen, mit Naturgesetzen gespickten Weltanschauung gehoben wurde, konnte die Fortentwicklung seiner Ursprungsideen häufig nur durch die komplette Ausgrenzung von



Erkenntnisbereichen aus der Marx'schen Lehre vor sich gehen. Auf diese Weise koppelten sich ganze Bereiche der Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts vom Marxismus ab. Von diescm Ausgrenzungsschicksal sind z. B. die empirische Sozialforschung, die Industriesoziologie, die kritische Sozialpsychologie und die Psychoanalyse betroffen.

Die Beschreibung des Arbeitstages im Marx'schen Kapital, auf der sich eine kritische materialistische Industriesoziologie hätte entwickeln können, ist nicht weitergeführt worden. In Ansätzen war sie auch da. Aber weil sie als bürgerliches Denken betrachtet worden ist, wurde sie ausgegrenzt. So hat sich diese Wissenschaftsrichtung parallel zum Marxismus und unabhängig von ihm entwickelt. Wenn wir heute über Marx nachdenken, ist es meines Erachtens notwendig, diese ausgegrenzte Wissenschaftsgeschichte zu reintegrieren. Das heisst, sie so ernst zu nehmen, wie sie ihren materialistischen Gesichtspunkten nach ist. Das gilt auch für die Philosophie und für viele andere Bereiche. Diese Tragödie der Ausgrenzungsgeschichte rückgängig zu machen, ist ein wesentlicher Punkt bei der historischen Neuaneignung der produktiven Funktion des Marx'schen Denkens. Und das ist schmerzhaft. Es ist schmerzhaft, zur Kenntnis nehmen zu müssen, was solche Ausgrenzungsformeln wie «Subjektivismus», «Syndikalismus» oder «Idealismus» alles angerichtet haben. Allmählich wurde so die Orthodoxie als eine Art Substanz selbst verstanden, die dann aber nicht mehr in der Lage war, die Verhältnisse selbst zu analysieren, unter denen sie entwickelt wurde.

Es ist doch ein Skandal, dass die sogenannte materialistische Wissenschaft im Grunde überhaupt nicht verstanden hat, was mit diesen Gesellschaften, in denen sie hochgehalten wurde, eigentlich ablief. Das ist eine Form des Idealismus gewesen, nämlich an Ideen und Absichten orientiert, nicht an den wirklichen materiellen Verhältnissen. Und die Ausgrenzungsgeschichte des Marxismus ist auch eine der Ausgrenzung von Marxisten und Sozialisten selbst. Nicht nur im Denken, sondern auch in vielen menschlichen Schicksalen wurden hier Tragödien produziert.

Ich plädiere dafür, das Marx'sche Denken wieder produktiv zu machen, wieder zu einer lebendigen, und das heisst unabdingbar: zu einer kritischen Umgangsweise mit dem Marx'schen Denken zu kommen. Das heisst also gerade nicht, ein weiteres Mal philologisch zu überprüfen, was richtig ist oder was richtig zitiert ist, oder sich gegenseitig zu bestätigen, wo es steht, ohne am Ende zu wissen, was es ist. Und dieses Rückgewinnen der Arbeits- und Forschungsweise von Marx, also wie er die kapitalistische Gesellschaft seiner Zeit minutiös in seinen einzelnen Studien untersucht hat, wie er selber dabei auch Materielles missverstanden hat, ist für mich viel bedeutsamer, als seine Darstellungslogik zu reproduzieren. Für uns ist wahrscheinlich sehr viel mehr aus der Art und Weise zu lernen, wie Marx selbst mit Theorien und gesellschaftlichen Verhältnissen umgegangen ist, als durch die Wiederholung seiner Darstellungslogik, die sehr stark der Tradition der grossen bürgerlichen Philosophie verpflichtet ist.



Wenn wir uns historisch zu Marx verhalten, geht es nicht darum, nach dem Schema absolutistischer Wahrheitsansprüche zu urteilen. In dieser Globalkonfrontation, ob alles im Marx'schen Denken wahr oder falsch sei, stellt sich die entscheidende Frage überhaupt nicht, ob es nicht eher darum geht, im einzelnen zu bestimmen, wo erfüllte und wo unerfüllte Programme im Marx'schen Denken vorliegen.

Wenn man also z. B. den tendenziellen Fall der Profitrate nicht für den Nabel der Welterklärung hält, bewegt man sich nicht etwa ausserhalb des Marxismus. Bestimmte Teile des entwickelten Materialismus von Marx können für die Analyse der gegenwärtigen Welt ühernommen werden (und andere wiederum nicht). Vielleicht kann dieses Übernehmen auch in Kombination mit anderen Theorien geschehen.

Marx hat beispielsweise keine eigene Bürokratie-Theorie entwickelt und auch keine Analyse der Bürokratie versucht. Er hat die inneren Bürokratisierungstendenzen der staatlichen und anderer Institutionen, auch der Organisationen der Arbeiterbewegung, nicht analysiert. Eine solche Analyse wäre aber sinnvoll, und wenn wir das tun wollen, müssen wir uns nicht schämen, etwa bei Max Weber nachzusehen. Es könnte doch sinnvoll sein, sich Max Weber gewissermassen unter materialistischen Gesichtspunkten neu anzueignen. Das gilt für viele andere Problemkomplexe auch.

Wenn wir nun, um mit Brecht zu sprechen, eine Liste ungelöster

gesellschaftlicher Fragen aufstellen wollen, möchte ich dazu hier fünf Punkte beisteuern und mich auf diese beschränken. Sie haben meines Erachtens zentrale Bedeutung für die Kritik des Kapitalismus und für die Entwicklung dessen, was Sozialismus zukünftig sein kann.



Erstens: Als ersten Problemkomplex nenne ich das historische Ende der Arbeitsgesellschah als Erwerbsgesellschaft, wie sie sich in 500 Jahren herausgebildet hat. Ich spreche deshalb vom historischen Ende, weil mit der Mikroelektronik Produktivkräfte entstanden sind, die lebendige Arbeit in einer Weise entwerten und in den Status von Arbeitslosigkeit verdrängen wie nie zuvor in der Geschichte und dieser Prozess ist längst nicht abgeschlossen. Was Marx noch das gattungsgeschichtliche Privileg der Verausgabung von Hirn, Muskeln, Nerven nannte, was also lebendige Arbeit ist, wird den Menschen zunehmend enteignet. Schon in den «Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie» können wir nachlesen, was geschieht, wenn lebendige Arbeit nicht mehr die alleinige Grundlage, vielleicht überhaupt nicht mehr die Grundlage der Erzeugung gesellschaftlichen Reichtums ist. Dann ist eine epochale Spannung erreicht, und das hat auch Folgen für die Gewerkschaften, die gewissermassen die Interessenvertreter der lebendigen Arbeit sind. Was sollen die Gewerkschaften tun, wenn das Kapital massenhaft lebendige Arbeit als gesellschaftlich überflüssig abkoppelt? Zumal, wenn sie ihren Organisationszusammenhang im klassischen Grossbetrieb haben. Sie haben dann immer weniger Zugang zur lebendigen Arbeitskraft: Z. B. haben sie keinen Zugang zu den Millionen Arbeitslosen, auch keinen Zugang zu denjenigen, die zunehmend in anderen dezentralen Strukturen arbeiten, also in Heimarbeit, Telearbeit u.ä. Für die Gewerkschaften entsteht also durch die Abkoppelung der lebendigen Arbeit von der materiellen Reichtumsproduktion ein zentrales Organisationsproblem. Mein Plädoyer angesichts dieses Sachverhalts geht schon lange dahin, dass die Gewerkschaften sich ein zweites Organisationsstandbein ausserhalb der betrieblichen Realität aufbauen müssen. Auch das ist zugegebenermassen keine neue Idee sie ist schon in den zwanziger Jahren mit Betriebszellen, Strassenzellen und Wohnzellen entwickelt worden. Aber hier liegt eben für die Gewerkschaften eine zentrale Fragestellung.

Zweitens: Der zweite Problemkomplex oder Krisenzusammenhang ist die merkwürdige Veränderung der Beziehung zwischen Kapital und Staat. Der Staat verliert in wachsendem Mass seine Funktionen als zentrales Regulierungsinstrument nicht nur des Sozialen, sondern z. B. auch des Steuersystems, bzw. er gibt diese Funktionen ab, in vielen Fällen an anonyme internationale oder supranationale Gremien, an ein ohnmächtiges Parlament in Strassburg, an eine übermächtige Bürokratie in Brüssel, oder er verliert sie. Der Staat stirbt gewissermassen ab, zumindest was diese Funktionen betrifft. Marx hatte vom Absterben des Staates gesprochen, und zwar in dem Sinne, dass seine repressiven Funktionen verlorengehen und er die im sozialen Sinne notwendigen Funktionen an die Gesellschaft zurückgibt. Bei Marx war dies verbunden mit dem Gedanken der Emanzipation der Gesellschaft. Aber was geschieht nun, wenn der Staat abstirbt, ohne dass sich die Gesellschaft emanzipiert, wie es heute geschieht? Wir erleben einen Prozess der Plünderung des Sozialstaats, verbunden mit einer Auszehrung der Souveränität des Nationalstaats. Der Siemens-Konzern beispielsweise hatte 1994 einen Umsatz von 83 Milliarden Mark und zahlte 1,6 Milliarden Mark Ertragssteuern an diesen Staat. Im nächsten Jahr hatte er 93 Milliarden Mark Umsatz und zahlte nur noch 720 Millionen Mark Ertragssteuern an den Staat. Diese Tendenz ist bei allen anderen grossen Unternehmen die gleiche. Der Staat wiederum hält sich mit seinen Forderungen dann an diejenigen, die er packen kann, an die Lohn- und Gehaltsempfänger. Auch das wirft grosse Probleme für die Gewerkschaften auf.

Drittens: Ich halte es für einen Kardinalfehler im marxistischen Denken, dass Theorie in Praxis umgesetzt werden müsse. Praxis ist nicht das Wahrheitskriterium von Theorie. Das hat schon der junge Lukacs sehr gut begriffen, als er 1919 seinen Aufsatz «Taktik und Ethik» verfasste Vor allem im stalinistischen Denken wurde die marxistische Theorie im wesentlichen dort für wahrheitshaltig angenommen, wo sie in die Wirklichkeit

existierender Gesellschaften eingebunden war. Die These Lenins «Der Marxismus ist allmächtig, weil er wahr ist» unterstellt eine solche unmittelbare Koppelung von Wahrheits- und Wirklichkeitsgehalt oder legt, genauer gesagt, die Reduktion des Wahrheitsgehalts auf die Wirklichkeit nahe. Was sich als Wirklichkeit behauptet, kann nicht unwahr sein. Diese Wirklichkeit ist zusammengebrochen. Wo Praxis also als Kriterium der Wahrheit einer Theorie betrachtet wird, steht die Verneinung, schliesslich auch die Vernichtung des Besonderen am Ende. Theorie bleibt für mich im guten Marx'schen Sinne Orientierungsmöglichkeit für praktische Prozesse, aber sie muss die kritische Distanz zur Praxis behalten. Jede Form der Theorie, die auf Praxis verpflichtet wird und das ist die Geschichte des Stalinismus wird depontenziert von ihren eigentlichen Möglichkeiten, nämlich eine materialistische Kritik der bestehenden Verhältnisse zu leisten, schliesslich auch jeglicher Herrschaftsverhältnisse.

Viertens: Die Dialektik zwischen Planung und Markt ist ein zentrales Thema für Marxisten und Sozialisten. U.a. ist das gerade deshalb der Fall weil die Planwirtschaftssysteme des Ostblocks zusammengebrochen sind und mit ihnen eine Art der gesellschaftlichen Planung, für die sogar Marktrationalität, auch die geschichtliche Marktrationalität keine Bedeutung mehr hatte. In vielen Bereichen wird ganz selbstverständlich geplant, aber der Planungsbegriff ist häufig diskriminiert. Und das, obwohl doch klar ist, dass Markt- und Kapitallogik die Probleme, mit denen wir es zu tun haben, nicht lösen. Auch jetzt sehe ich unter den Marxisten und Sozialisten nur wenige, die die Frage stellen, worin denn die Rationalität einer Planung bestehen kann, die sich in einer lebendigen Dialektik zum Markt befindet. Eine Neuentwicklung der Beziehungen zwischen Markt und Plan ist für mich schon deshalb notwendig, weil sich die sozialen Veränderungen immer stärker auch in den Mikrostrukturen der Gesellschaften abspielen.

Fünftens: Theoriegeschichtlich spreche ich vom Primat des Besonderen vor dem Allgemeinen. Ich halte es nicht mehr für möglich, universelle Begriffe von den Dingen zu entwickeln und sie dann auf das Besondere anzuwenden. Vielmehr umgekehrt: Die sehr viel schwierigere Aufgabe ist es, das im Besonderen verschlüsselte Allgemeine aufzudecken. Vom Besonderen auszugehen bedeutet für mich auch, dass wir überhaupt nicht mehr anders können, als Alternativen zum Bestehenden im Besonderen zu entwickeln. Das betrifft z. B. die Frage der Genossenschaften, der gemeinwirtschaftlichen Formen, ja sogar der Veränderung der Familien und Haushaltsformen. Die Fragmentierung und Erosion der Familienstrukturen ist bereits weit vorangeschritten, wenn heute schon jedes siebte Kind in Deutschland unter Sozialhilfebedingungen aufwächst. Es sind also Alternativen notwendig, um diesen Erosionsprozessen etwas entgegenzusetzen.

Abschliessend komme ich noch einmal auf meinen eingangs geäusserten Gedanken der kollektiven moralischen Haftung zurück. In dieser Haftung für Beschädigungen der Idee des Sozialismus sehe ich auch eine Art zweite Chance, mit dem Marx'schen Denken und seinen Ansprüchen neu umzugehen und es zu verlebendigen. Brecht hat von der Einschüchterung durch Klassizität gesprochen. Ich denke, der Zugang zu Marx geht über seine Arbeits- und Forschungsweise und nicht über die Reproduktion seines klassischen Werkes. Das Marx'sche Werk so aufzubrechen und aufzulockern wird vielleicht die Mitarbeiter der MEGA nicht begeistern. Aber unzweifelhaft schüchtert das klassische Marx'sche Werk auch ein. Um dazu noch einmal einen Konservativen zu zitieren, Raymond Aron. Er hat gesagt: Wir sind nicht die Zeitgenossen von Marx, wir können Marx nicht unhistorisch aufnehmen. Nur in dem Masse also, wie wir uns selbst als historische Subjekte betrachten, können wir Marx auch für unsere Zeit verlebendigen. In gewissem Sinne ist Marx dann doch unser Zeitgenosse, und zwar gerade dadurch, dass er Probleme aufgeworfen und Widersprüche benannt hat, die auch in der gegenwärtigen Welt noch nicht gelöst sind und gelöst werden müssen. In diesem Prozess muss auch so etwas wie ein lebendiger Sozialismus entwickelt werden. Offensichtlich ist ja die Gesellschaft, in der wir leben, nicht das Ende der Geschichte. Die Probleme sind seit dem Zusammenbruch des Realsozialismus nicht etwa geringer geworden, sondern weiter gewachsen. Hätte der Kapitalismus diese Probleme lösen wollen, so hätte er dazu ja genug Zeit gehabt. Dass er sie jetzt besser lösen könnte als vor 1989, ist reine Metaphysik.

Wenn wir also für uns, für unsere Kinder und die neuen Generationen insgesamt gesellschaftliche Verhältnisse wollen, in denen ein menschenwürdiges Leben möglich ist, dann müssen wir uns daran machen, unsere Organisationsphantasie für Alternativen an Ort und Stelle, im Besonderen, dort, wo wir alltäglich gehen und stehen, zu entwickeln. Vielleicht können wir dann auch darauf hoffen, das irgenwann einmal in einen theoretischen Zusammenhang einordnen zu können. Die primäre Aufgabe kann das aber nicht sein. Oder, um es noch einmal mit Brecht auszudrücken: «Der Lernende ist wichtiger als die Lehre.»

Alle Fotos in diesem Text stammen aus dem Nachlass Ernst Högger (Ar 26), der in der Studienbibliothek aufbewahrt wird und eingesehen werden kann.

Der Bericht vom Gramsci-Kongress in Cagliari ist leider nicht rechtzeitig bei der Redaktion eingegangen. Wir drucken ihn zu einem späteren Zeitpunkt.

August und Julie Bebel. *Briefe einer Ehe.*

Herausgegeben von Ursula Herrmann. – Bonn: Verlag J.H.W.
Dietz Nachfolger – 1997, 659 S., Fr. 46.–



Über das Privatleben des massgeblichen Mitbegründers der deutschen Sozialdemokratie, August Bebel (1840–1913), war bisher nur wenig bekannt. Welche Themen bestimmten die Beziehung zu seiner einzigen Tochter Frieda (1869–1948) und zu seiner Gattin Julie (1843–1910)? Wie überstand diese Ehe die langjährigen, vorab inhaftierungsbedingten Trennungen? Wer überhaupt war die Ehefrau des Autors von «Die Frau und der Sozialismus» (1879)?

Von der renommierten Bebel-Biographin und Herausgeberin Ursula Herrmann liegt nun ein Band mit zahlreichen, grösstenteils unpublizierten Briefen von Julie und August Bebel vor. Er dokumentiert auf eindrückliche Weise die Vielfalt der Gegenstände, die die Eheleute brieflich erörterten. Gegenstand manigfaltiger Sorgen wie auch vieler Freuden des Paares bildete die Erziehung der gemeinsamen Tochter. «Gut wäre es, wenn die Frieda ihren grossen Ball mitbrächte, damit sie auf dem Korridor spielen kann», lässt der liebevolle Vater die Gattin wissen, als 1872 ein Besuch von ihr und der dreieinhalbjährigen Tochter bei ihm in der Festungshaft ansteht. Natürlich tauschte sich das Paar über Geschehnisse des politischen und wirtschaftlichen Lebens aus, über die August Bebel, dank erlaubter Zeitungslektüre, sogar im Gefängnis recht gut im Bilde war. Gemeinsam nahmen sie Anteil am Befinden von Bekannten, Freundinnen der Tochter, Genossen und zeitweiligen Verbündeten, zu denen etwa Wilhelm Liebknecht und Paul Singer, aber auch die Frauenrechtlerinnen Gertrud Schack und Hope AdamsLehmann zählten.

Die Zeugnisse der Empahtie und der Menschenfreundlichkeit Bebels etwa, wenn er sich darüber Gedanken macht, wem einer seiner abgelegten Anzüge zugehalten werden könnte, – und seines Humors («Ich bin glücklich im zweiten Monat meiner Haft») gestalten die Lektüre des Briefbandes bisweilen leicht und vergnüglich. Doch aus jedem Brief lässt sich gleichzeitig erschliessen, wieviel Kraft, Entschlossenheit und Durchhaltevermögen der Kampf um die Bündelung der Kräfte für das Einstehen sozialer Gerechtigkeit erforderte, und wie beschwerlich das Leben der Menschen jener Zeit insgesamt war.

Die geschlechtsspezifische Rollenaufteilung in der Bebelschen Ehe funktionierte nur vordergründig nach einem bürgerlichem Muster. Zwar fühlte sich der Ehemann für die ökonomische Basis

Muster. Zwar fühlte sich der Ehemann für die ökonomische Basis der ehelichen Gemeinschaft und für die Kontakte gegen Aussen zuständig. Doch Julie Bebel trug als Geschäftsfrau zum Familieneinkommen bei. Zudem oblag ihr die verantwortungsvolle Aufgabe, zur Zeit des Sozialistengesetzes, also während der Illegalität, als eine Art Drehscheibe beim Aufbau eines fehlenden Parteiapparates zu fungieren. Dazu kam die zeitweise recht anstrengende und komplizierte Organisation der Haus- und Familienarbeit. Für Julie Bebel, die aus einfachen Verhältnissen stammte, war die ihr zufallende Rolle mit einer Aufwertung ihres sozialen Status' verbunden, zumal das Ehepaar eigentliche Existenzsorgen (u.a. dank Legaten) nicht kannte. Sie unternahm zusammen mit der Tochter Reisen, betrieb Lektüre und besuchte Theateraufführungen. Lauter lehrreiche Zeitvertriebe, gegen die August Bebel nicht das geringste einzuwenden hatte, ganz im Gegenteil. Das rege Interesse aller Familienmitglieder an Kulturgütern, etwa an zeitgenössischer Belletristik, spiegelt sich deutlich im vorliegenden Briefwechsel.

Eine feste Institution der Eheleute während ihrer Trennungen bildete ein wöchentlicher gegenseitiger Brief. Blieb er aus irgendeinem Grunde aus, so war dies, vor allem für Julie Bebel, Anlass zur Beunruhigung: «Freitag nachmittag und noch keinen Brief von Dir? Wie geht denn das zu? Wir sind in einiger Sorge.» Beide Eheleute nutzten ihren regelmässigen brieflichen Verkehr dazu, allfällige Unstimmigkeiten nicht anstehen zu lassen, sondern sie sogleich zu bereinigen. Der Respekt, den sie einander zollten, das Bemühen um Verständnis für den andern, in schönen wie in schwierigen Zeiten, war beiden gleichermassen eine Selbstverständlichkeit. Mitunter fehlte auch eine sachte Zurechtweisung nicht. «Wer wird denn gleich so ungeduldig sein, wenn ein Brief mal nicht so ausfällt, wie man gewünscht», hielt Julie Bebel ihrem Mann einmal vor, um ihn wenige Zeilen später wissen zu lassen, wie unentbehrlich seine Episteln ihr waren: «Ich lese dieselben jeden Tag immer und immer wieder, ist mir doch dabei, als unterhielt ich mich mit Dir, und sind dieselben mein einziges Vergnügen. Deine Aufträge werden alle besorgt.»

August Bebels Herzenswunsch, mindestens fünfzig Ehejahre zusammen verbringen zu dürfen, und «unter 100 Jahren nicht aus diesem Jammertal» abzurücken, erfüllte sich zwar nicht. Doch immerhin war es dem Paar vergönnt, die glückliche Verheiratung der Tochter und die Geburt eines Enkels zu erleben. In die mit dieser Lebensphase verbundenen Aufregungen und Strapazen bieten die hier versammelten Briefe ebenfalls einen Einblick.

Der von Ursula Herrmann herausgegebene Band birgt briefliche Zeugnisse des Ehepaares Bebel aus den Jahren 1872–1906, wobei rund ein Drittel aus der Feder von Julie Bebel stammen. Einige weitere Briefe von ihr (an Friedrich Engels und Natalie Liebknecht) befinden sich im Anhang. Alle Briefe sind mit einem ausführlichen, äusserst kenntnisreichen Anmerkungsapparat versehen. Ein Register und eine Bibliographie der zahlreichen im Text erwähnten Schriften erleichtern zusätzlich den Zugang zu diesen kostbaren Dokumenten, die eine spannende Lektüre bieten, bei der das Bedürfnis nach Authentizität nicht zu kurz kommt.

Gabi Einsele

WIDERSPRUCH 33 – 1997

Bildung, Schule, Arbeit

Die globale Ökonomie und die Entstehung der «Informationsgesellschaft» bedeuten eine epochale Herausforderung für Bildung, Erziehung und Wissenschaft. Die Strategen der neoliberalen Bildungsoffensiven machen mobil: «Mit Humankapital gegen die Arbeitslosigkeit!» Zunehmende Privatisierung von Bildung und das New Public Management im Bildungswesen veranlassten Gita Steiner-Khamsi, sich mit den Auswirkungen der Deregulierung, der freien Schulwahl und der Bildungsindustrie in den USA seit Beginn der neunziger Jahre auseinanderzusetzen. Ihres Erachtens lassen sich daraus für die Bildungsreform in der Schweiz und Deutschland Lehren ziehen, denn in der Bildungspolitik werden derzeit die Weichen gestellt.

Allerdings verstärken die unter dem Spardiktat eingeleiteten Bildungs- und Schulreformen, so Martin A. Graf und Erich O. Graf, den Stellen- und Bildungsabbau, Chancenungleichheit und Konformismus und eine Marktorientierung der Bildungseinrichtungen. Auslese statt Fördern heisst das bildungspolitische Programm, folglich Hochbegabtenförderung und Elternbildung auf Kosten einer soliden Volksschule und breiten Allgemeinbildung, wovor Jürgen Oelkers warnt. Wie Markus Lamprecht und Hanspeter Stamm in ihrem Forschungsbericht festhalten, blieb die Chancenungleichheit im Schweizer Bildungssystem trotz der Bildungsexpansion seit den sechziger Jahren weiterbestehen. Die «Vererbung des Bildungskapitals» ist damit gesichert, so Priska Gisler mit Blick auf Pierre Bourdieus Bildungssoziologie, und sie reproduziert bei anhaltender Arbeitslosigkeit die soziale Ungleichheit.

Kein Zweifel: Schule und Erziehung, Schulpolitik und Pädagogik sind unter dem gegenwärtigen Wettbewerbs- und Anpassungsdruck brennendste gesellschaftspolitische Probleme. So verlockend Clintons Ruf «Schulen ans Internet», Bill Gates globaler Vernetzungsillusion gegenüber ist nach Beat Mazenauer Skepsis geboten. Für Ruedi Rüegsegger ist die Elementarausbildung infragegestellt und sind die Anschlüsse der Grundschule bereits gefährdet, viele Jugendliche und Eltern verunsichert und die LehrerInnen stark überlastet. Nachdenken über die alternative Erziehung und Schule steht an.

Anstösse dazu finden sich in Hans-Ulrich Grunders historischem Rückblick auf anarchistische Schulreformer und in seiner Kritik an der antiautoritären Erziehung sowie in Ulrich Klemms Beitrag, der Aktualitätsbezüge der libertären Pädagogik aufzeigt.

Fixiert sich die Bildungsreform auf kurzfristige Erfordernisse des Arbeitsmarktes, so wird sie scheitern. Oskar Negt hält dagegen eine Neudefinierung des Lernbegriffs für entscheidend, eine neue Lernkultur, die auf Grundlagenkompetenz und gesellschaftlichen Schlüsselqualifikationen aufbaut und konkretes Orientierungswissen vermittelt. In Bildung, Forschung und politische Freiheit, nicht in Kapital und Technologie muss mehr investiert werden, wenn die Wissensgesellschaft, so Ulrich Beck, sich den Herausforderungen der Zweiten Moderne stellen will. Und Walter Schöni plädiert in Anbetracht einer zunehmend ausbildungsfeindlichen Unternehmenspolitik und einer rigiden Personalselektion für eine integrierte Arbeits- und Qualifikationspolitik, die berufliche Potentiale breit fördert – auch bei den weniger Qualifizierten. Zunehmender Lehrstellenmangel und Jugendarbeitslosigkeit zwingen nach Kaj Rennenkampff die Gewerkschaften und die sozialdemokratische Partei dazu, sich über eine klare Konzeption in der Bildungsreform zu einigen. Das geplante gemeinsame Bildungsinstitut der Gewerkschaften SMUV und GBI ist für Bruno Bollinger Anlass, Grundfragen der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit aufzuwerfen. Über Positionen, Kontroversen und Neuorientierungen im Streit um Bildungskonzepte in der deutschen Gewerkschaftsdebatte informiert Klaus Dörre.

Marginalien, Rezensionen zum Themenschwerpunkt und die Zeitschriftenschau schliessen das Heft ab.

WIDERSPRUCH 33:
Bildung, Schule, Arbeit. *188 S., Fr./DM 21.– im Buchhandel oder bei Widerspruch, Postfach, CH-8026 Zürich. Tel./Fax 01-273 03 02*

Förderverein der Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Zürich

Richi Frick zeigt ein Video und spricht zum Thema:

Che Guevara und die Aufstandsbewegung des Trikonts

Mittwoch, 22. Oktober 1997, 20 Uhr – Restaurant Cooperativo, Strassburgstr. 5, 8004 Zürich

Frau Prof. Dr. Brigitte Studer, Historisches Institut der Universität Bern, spricht über ihr Buch

Un parti sous influence. Le parti communiste suisse, une section du Komintern 1931 à 1939

Mittwoch, 12. November 1997, 20 Uhr – Restaurant Cooperativo, Strassburgstr. 5, 8004 Zürich

«Die Kommunistische Partei der Schweiz (KPS) war in den dreissiger Jahren ein totalitäres Nest in einer liberalen Gesellschaft. Sie war eine abgeschottete Subkultur, eng vernetzt mit und bis in Details abhängig von der Kommunistischen Internationalen (Komintern) in Moskau, und sie wurde häufig als Stützpunkt für internationale Aktivitäten im Dienste der Weltrevolution benutzt.»

So das Fazit des Buches von Brigitte Studer aus der Sicht von Altredaktor Kurt Müller in der NZZ vom 12. Januar 1995. Nicht ohne auch noch daran zu erinnern, dass über die Partei der Arbeit in der Nachkriegszeit eine eben so breite Studie zu leisten wäre. Ja, er fordert dies sogar für alle grossen schweizerischen Parteien, die damals für das schweizerische Schicksal entscheidend waren. 1995 hat Müller wohl kaum vorausgesehen, dass heute eine grosse Historikerkommission damit beaufragt ist, den gesamten Komplex schweizerischen Verhaltens während und nach der Nazizeit zu erforschen.

Aber die Sicht hat sich für fast alle historisch Interessierten in den letzten Jahren mehr oder weniger verändert. Der Förderverein der Stiftung Studienbibliothek möchte mit seinen Veranstaltungen dazu beitragen, dass die Forschungen zur Geschichte jener Zeit, wie sie 1994 Peter Huber mit «Stalins Schatten in die Schweiz» oder 1997 André Rauber mit «Histoire du mouvement communiste suisse» und Brigitte Studer mit ihrer breit angelegten Studie geleistet haben, einem interessierten Publikum vorgestellt und in die Diskussion gebracht werden.

Marco Pinkus

9. Oktober 1939 – 12. Juli 1997



Marco Pinkus beim Jahresend-Apéro im Dezember 1996 in der Studienbibliothek

AZB 8031 Zürich
PP/Journal CH 8031 Zürich

Retouren: Studienbibliothek, Postfach 3312, CH 8031 Zürich

Der Förderverein der Studienbibliothek lädt ein zur Präsentation des Buches:

Jürgen Kuczynski: Freunde und gute Bekannte,

Gespräche mit Thomas Grimm.
Verlag Schwarzkopf & Schwarzkopf, Berlin 1997

und der

Schweizer Uraufführung des letzten ausführlichen TV-Interviews,

welches Thomas Grimm mit Jürgen Kuczynski kurz vor seinem Tode führte und auf dessen Grundlage das Buch entstand.

Donnerstag, 23. Oktober 1997, 20.00 Uhr
Veranstaltungsraum Hohlstr. 86c, 8004 Zürich

Valentin Senger

28. Dezember 1918 – 4. September 1997

Impressum
Hrsg. Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung

Bulletin der Mitglieder des Fördervereins. Erscheint 4x jährlich

Quellenstrasse 25
Postfach 3312
8031 Zürich
Telefon 01 271 80 22
Fax 01 273 03 02

Redaktion:
Brigitte Walz-Richter
Manfred Vischer
Gestaltung:
Rolf Schmid

Druck:
W. Sollberger
Guthirtstrasse 10
8037 Zürich

Auflage: 2000 Ex.

Hinweis

Die Bibliothek ist Mo nur auf tel. Anfrage und Do bis 19.30 Uhr geöffnet.